Christa Gebhardt

Glücksfälle?

Leseprobe

Glücksfälle?

von Christa Gebhardt

Herausgeber: Narayana Verlag



Im Narayana Webshop finden Sie alle deutschen und englischen Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise.

Copyright:
Narayana Verlag GmbH, Blumenplatz 2, D-79400 Kandern
Tel. +49 7626 9749 700
Email info@narayana-verlag.de
https://www.narayana-verlag.de

Narayana Verlag ist ein Verlag für Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise. Wir publizieren Werke von hochkarätigen innovativen Autoren wie Rosina Sonnenschmidt, Rajan Sankaran, George Vithoulkas, Douglas M. Borland, Jan Scholten, Frans Kusse, Massimo Mangialavori, Kate Birch, Vaikunthanath Das Kaviraj, Sandra Perko, Ulrich Welte, Patricia Le Roux, Samuel Hahnemann, Mohinder Singh Jus, Dinesh Chauhan.

Narayana Verlag veranstaltet Homöopathie Seminare. Weltweit bekannte Referenten wie Rosina Sonnenschmidt, Massimo Mangialavori, Jan Scholten, Rajan Sankaran & Louis Klein begeistern bis zu 300 Teilnehmer

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 1

1. Fremd in ihrer Haut 11
2. Gesegnet bist Du, Maria 30
3. Nichts geht mehr 52
4. Krank vor Liebe 66
5. Das Land hinter der Wüste 78
6. Rot und Blau 95
7. Der verlorene Krieger 113
8. Eigene Gesetze 134
9. Savitas Lächeln 152
10. Ein Teil der Familie 167
11. Das Gift der Angst 185
12. Der Prinz in der Glückshaut 200
13. Wenn das Eis bricht 213

Glossar 227

Das Periodensystem der Elemente 234

Quellen 235

Arzneimittelverzeichnis 237

Namens- und Stichwortverzeichnis 238

Einleitung

„Es ist alles möglich in diesem Universum,
vorausgesetzt, es ist genügend unvernünftig.“
Niels Bohr

Alles begann vor mehr als zwanzig Jahren mit einem kleinen Finger. Es geschah bei meiner täglichen Visite als Stationsarzt im Krankenhaus für Naturheilweisen in München. Eine Patientin hatte einen schweren Schlaganfall erlitten und seither war eine Hälfte ihres Körpers gelähmt. Sechs Wochen intensiver Physiotherapie in einer renommierten Rehaklinik hatten keine Fortschritte gebracht. Die homöopathische Behandlung war ihre letzte Hoffnung.

Diese Hoffnung konnte ich damals nicht teilen. Noch relativ neu in der Homöopathie hielt ich es für unwahrscheinlich, dass die kleinen Kügelchen mit den unendlich verdünnten Arzneien irgendeinen Effekt auf so ein schweres Krankheitsbild haben könnten. Trotzdem hatte ich ihr auf Grund ihrer besonderen Symptome ein homöopathisches Mittel nach dem Ähnlichkeitsprinzip verschrieben. Nun, einen Tag nach der Gabe einer Hochpotenz der Arznei *Nux vomica*, schenkte sie mir ein glückliches Lächeln: „Schaun Sie mal, Herr Doktor.“ Dabei bewegte sie den kleinen Finger ihrer gelähmten Hand.

Dieser kleine Finger hat mich seither nicht mehr losgelassen. Mein naturwissenschaftlich–medizinisches Weltbild wurde durch ihn nachhaltig erschüttert. Wie war es möglich, dass ein bis jenseits der Nachweisgrenze verdünnter Pflanzenextrakt so eine Reaktion

auslösen konnte – dazu noch in einem Fall, für den selbst die moderne Pharmazie kein Heilmittel bereithielt. Bis heute kann ich diese Frage nicht beantworten. Nach wie vor gibt es keine stichhaltige naturwissenschaftliche Erklärung für die erstaunlichen Wirkungen der Homöopathie.

Die Wiederbelebung des kleinen Fingers, die sich sehr bald auf die ganze gelähmte Körperhälfte ausdehnte, war für mich der Anfang eines Abenteuers. Durch diese Erfahrung lernte ich als junger Arzt das Staunen über die Wunder der Homöopathie und bis heute bin ich aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen. Nach etlichen Jahren in eigener Praxis und als Veranstalter homöopathischer Fortbildungsseminare spürte ich den wachsenden Wunsch, von all diesem Erstaunlichen wenigstens einen Teil zu erzählen und vielleicht ein paar Funken meiner Begeisterung irgendwo überspringen zu sehen.

Diese Begeisterung teilte auch meine Frau. Als ich sie kennen lernte, nutzte sie als engagierte Journalistin alle Wege, Schienen und Kanäle, die der erwählte Beruf ihr bot, um ihrer großen Leidenschaft nachzugehen: Menschen. Was sie denken, wie sie sprechen, wie sie fühlen und warum sie tun, was sie tun. Sie begann sehr bald, sich für die Homöopathie zu interessieren, denn es blieb ihr nicht verborgen, dass wir beide in unseren beiden so verschiedenen Berufen etwas ganz Ähnliches suchen: Ein Verständnis der inneren, manchmal geheimen Geschichten von Menschen, ihrer besonderen Perspektiven auf die Welt, ihrer ganz eigenen Wahrheiten und Handlungsmuster. In den Seminaren, an denen sie teilnahm, wann immer die eigene Arbeit es zuließ, lernte sie an homöopathischen Fallbeispielen die verschiedenen Vorgehensweisen kennen und bekam ein Gespür für die Feinheiten dieser Kunst, einen Menschen durch einfühlsame Gesprächsführung so nah an sich selbst heranzuführen, dass der Kern seines Leidens zu Tage tritt und in eine homöopathische Verordnung übersetzt werden kann. Erstaunlich und manchmal wirklich atemberaubend war für sie das Ausmaß der Wandlung, das Patienten nach einer besonders erfolgreichen Verschreibung erfahren können.

Sie weiß, dass das nicht Alltag ist in der Homöopathie und dass solche Fälle häufig erst nach Jahren und vielen Fehlversuchen diesen erlösenden Verlauf nehmen. Trotzdem, fand sie, wenn es so etwas überhaupt gibt, und sei es noch so selten, dann muss es weitererzählt werden. Unbedingt! Nicht nur den Homöopathen.

So reifte langsam die Idee, unsere Erfahrungen zusammenzulegen und wahre Geschichten zu schreiben von solchen Glücksfällen und von der Methode, die dem Glück manchmal auf die Sprünge helfen kann. Es dauerte noch einmal Jahre, bis Realität wurde, was in unserem Zusammensein längst angebahnt war und im Rückblick jetzt ganz logisch erscheint – dieses Buch, in dem sich zwei Kreise in einem Punkt berühren und harmonisch aneinander schließen. Am Anfang aber waren da „aufsässige" Erfahrungen, die zuzulassen man erst einmal den Mut haben muss. Für einen Doktor der Medizin, für den im Laufe eines langen Studiums die Naturwissenschaften zum Maß aller Dinge geworden sind, ist es gar nicht so einfach, mit Phänomenen umzugehen, die seinen erlernten Grundannahmen widersprechen. Dass sich auch für die Leser unseres Buches solche aufsässigen Erfahrungen auftun mögen, ist unsere erklärte Absicht. Sie sollen sich wundern und das Weltbild des einen oder anderen darf dabei ruhig etwas erschüttert werden.

Viele ähnliche Geschichten sind dazu gekommen, seit jene Patientin ihren kleinen Finger so überraschend bewegt und schließlich das Krankenhaus aus eigener Kraft verlassen hat, und sie stellten meine bisherigen medizinischen Vorstellungen immer mehr in Frage.

Eine besonders harte Nuss bot mir einer der ersten Patienten in meiner eigenen Praxis. Sechs Wochen nachdem der junge Mann wegen einer chronischen Entzündung der Prostata eine sehr hohe Potenz, eine C 10 000 von *Sepia*, dem Farbstoff des Tintenfisches, erhalten hatte, berichtete er von erstaunlichen Veränderungen in seinem Leben: Er hatte sich von seiner unglücklichen Liebe getrennt, eine neue Wohnung gesucht, seine Arbeitsstelle gekündigt und sich beruflich selbständig gemacht. Ein Gefühl von Stauung und Blockade, das er über Jahre empfunden hatte, war auf

einmal weg und er spürte ein ganz neues Lebensgefühl. Nur am Rande erwähnte er noch, dass seine körperlichen Beschwerden völlig verschwunden waren.

Eine derartige Heilreaktion war mir aus meinem Studium und meiner bisherigen ärztlichen Tätigkeit nicht bekannt. Vielleicht gibt es so etwas nach Jahren psychoanalytischer Behandlung. Aber sechs Wochen nach der Gabe von drei winzigen Globuli? Das klingt nach Zauberei. Oder Zufall. Immerhin ist es doch möglich, dass ohne die *Sepia*-Kügelchen das Gleiche geschehen wäre. Wenn solche oder ähnliche Reaktionen allerdings bei ganz verschiedenen Menschen und immer wieder auftreten, merkt man, dass der Zufall Methode hat. Die Betroffenen beschreiben den besonderen Effekt der Homöopathie auf ihre ganze Person in unterschiedlichen Worten. „Als wäre ich nach Hause gekommen" ist eine typische Formulierung oder „ich spüre mich selbst ganz anders", „ich war noch nie so ruhig und ausgeglichen". Und von Freunden und Bekannten hören sie dann: „Du bist ein anderer Mensch geworden". In dem Prozess von Krankheit und Heilung haben sie etwas hinter sich gelassen und einen neuen Schritt getan, einen Schritt weiter zu sich selbst. Dabei haben sie einen Grad von Freiheit erreicht, den sie vorher nicht gekannt oder den sie verloren hatten. Dieser „Quantensprung" auf eine neue Stufe ihres Daseins kommt manchmal so unerwartet und unvermittelt, dass er wie ein Wunder erlebt wird.

In solchen Erfahrungen erkennen wir eine Dimension von Heilung, die in der sogenannten Schulmedizin nicht existiert. Sie ist das wahrhaft Besondere der Homöopathie, bei der es nicht darum geht, einen Defekt zu reparieren, ein lokales Übel zu beseitigen oder einen Krankheitserreger zu bekämpfen. Es geht ums Ganze, um eine Reaktion der Selbstheilungskräfte des Organismus auf allen Ebenen. Erst wenn sich die Grundstimmung eines Menschen, seine Vitalität und sein Lebensgefühl positiv verändern, wenn er sich insgesamt ausgeglichener fühlt, sind wir mit der Wirkung einer homöopathischen Arznei zufrieden. Die Heilung der körperlichen Erkrankung ist dann quasi ein Nebeneffekt der Hauptwirkung auf die Lebenskraft eines Menschen.

1. Fremd in ihrer Haut

Um die Thierkohle zu bereiten, legt man ein Stück dickes Rindsleder zwischen glühende Kohlen, lässt es so weit verbrennen, bis das letzte Flämmchen eben vollends verschwunden ist, und bringt dann das glühende Stück schnell zwischen zwei steinerne Platten, damit es sogleich verlösche, sonst glimmt es an freier Luft fort und zerstört seine Kohle größtentheils.
Samuel Hahnemann

Das ganze Kind stand in Flammen. Eloise brannte wie eine Fackel. Vor aller Augen. Sie hatten den brenzligen Geruch von Ellies loderndem Haar und ihrer flimmernden Haut in der Nase. Sie sahen, wie sie um sich schlug. Sie sahen das blanke Entsetzen in ihren Augen. Und sie sahen, wie ihr Fleisch den Flammen Nahrung gab, wie sie verzehrt wurde vom Feuer. Heillos rasch. Die Zeit verrann. Und Ellie brannte. Sie brannte im Wohnzimmer zu Hause inmitten ihrer großen Familie wie eine Ketzerin auf dem Scheiterhaufen. Bevor sie das zwölfjährige Mädchen endlich löschten, hatten sie es hinausbefördert vors Haus, denn es hätte ja die Einrichtung in Brand setzen können.

Das lange weiße Perlonkleid mit dem Petticoat und den rosafarbenen Bändern, das sich an einem Heizstrahler entzündet hatte, haftete an der kleinen Ellie wie glühender, flüssiger Kautschuk, grub sich hinein in ihre Haut und ihr Fleisch, bis auf die

Knochen. Sie schrie wie von Sinnen, bis der Schock einsetzte und sie das Bewusstsein verlor.

Als sie nach Monaten, von Narben entstellt, wieder in ihr Elternhaus zurückkam, war das Feuer aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Das Vergessen währte fast 30 Jahre. Ellie konnte sich an nichts erinnern, nicht an die Verbrennung, nicht an die Schmerzen, auch nicht an die ersten Wochen im Krankenhaus. Über den Vorfall wurde in ihrer Familie nicht gesprochen. Nicht eines ihrer sechs Geschwister verlor in all der Zeit ein Wort darüber, auch Vater und Mutter nicht, und auch nicht eine der vielen Tanten und Onkel aus der weiten Verwandtschaft. Vielleicht hätte Amma, ihre Großmutter, mit dem Kind darüber gesprochen. Aber Amma war tot. Sie starb, als Ellie in der Klinik lag.

In den ersten Wochen nach dem Unfall lösten die Ärzte in ungezählten kleineren und größeren Operationen schichtweise verbrannte Gewebefetzen und Hautkrusten so weit als möglich von ihrem gepeinigten Körper ab. Tote Haut wurde abgeschnitten, die restliche, nur halb zerstörte so gut als möglich versorgt und genährt. Mit starken Schmerzmitteln hielt man das Mädchen in einem Dämmerzustand.

Noch nach Wochen war Ellie im Schock. Man verlegte sie auf die Frauenstation, weil dort die Infektionsgefahr nicht so groß wie in der Kinderklinik war. Schließlich, als ihr Zustand noch kritischer wurde, kam sie in Quarantäne auf die Isolierstation, denn ihr wunder Körper reagierte sehr anfällig auf bakterielle Entzündungen. Wenn sie aufwachte, war niemand bei ihr. Manchmal hielt eine Krankenschwester kurz ihre Hand. Es war ein Wunder, dass sie überlebte.

Die Erinnerung an die langen Monate einer sehr langsamen Genesung in der Klinik nach den ersten Wochen, in denen sie zwischen Leben und Tod schwebte, blieb nur vage in Ellies Gedächtnis wie ein Schwarzweißfilm aus einem anderen Leben, mit einer anderen Hauptdarstellerin. Ellie war nicht mehr Ellie. Da ist eine ungefähre Empfindung, die sie fast ihr Leben lang begleitete und die auch damals da gewesen sein muss, das weiß sie noch. Es war

etwas, was sich anfühlte wie ein großes Heimweh. Wenn die Eltern und die Familie an manchen Sonntagen zu Besuch kamen und in ihrem Krankenzimmer saßen, wurde die meiste Zeit geschwiegen und irgendwie war Ellie dann froh, wenn sie wieder gegangen waren. Nein, Vater und Mutter waren es nicht, nach denen sie sich sehnte. Es war ein Gefühl, das sie nicht ganz verstand, vielleicht wie Heimweh nach einem Ort, wo sie unversehrt sein konnte. Eine Sehnsucht nach dem Leben.

Ellie war gebrandmarkt wie ein Tier. Sie ahnte es, ohne es wirklich zu wissen oder auch nur ansatzweise zu begreifen. Später erinnerte sie sich daran, wie Menschen, die sie nicht kannte, um ihr Bett herum standen und sie anstarrten. Dieses Bild blieb in ihrem Kopf. Solange sie in der Klinik war, hatte sie selbst ihre verbrannte Haut und die Narben weder gesehen, noch befühlt. Auch ihre Hände waren dick verbunden. Die Krankenschwestern die Ellies Wunden versorgten, warfen sich manchmal einen Blick zu, den sie damals noch nicht deuten konnte. Dieses Mädchen würde für ihr Leben lang gezeichnet sein.

Schnell wurde Ellies Körper wieder in Wickel und Verbände eingehüllt. Auch deshalb, weil man die Patientin noch immer vor Keimen schützen musste.

Tagsüber sprach Ellie kaum. Nachts quälten sie Albträume, aber sie wagte nicht, zu klingeln. Die Schwestern hörten Ellie im Schlaf schreien, oft mussten sie die Wäsche wechseln, weil ihr Bett nass war. In den 60iger Jahren dachte man noch nicht an eine notwendige psychologische Betreuung. Ihr seelisches Leid war jedoch nicht zu übersehen.

Nach drei Monaten in der Klinik empfahlen die Ärzte den Eltern dringend, das schwer traumatisierte Kind nach Hause zu holen und es dort gesund zu pflegen. Aber schon nach wenigen Tagen stellte sich heraus, dass Ellies Mutter dazu nicht bereit war. Die anderen Kinder, es waren vier ältere und zwei jüngere, gingen vor. Ellie konnte nicht mehr laufen, konnte sich kaum rühren und ihre Wunden mussten regelmäßig verbunden werden. Zudem hätte sie auch sehr viel Zuwendung gebraucht. Aber da waren ja

die sechs anderen Geschwister. Man gab sie also zu einer entfernten Tante in Pflege.

Erst dort erfuhr sie vom Tod ihrer Großmutter. Sie war der einzige Mensch in Ellies Leben gewesen, der sie wirklich mochte. Zu ihr konnte sie sich flüchten, wenn sie zu Hause mal wieder geschlagen worden war, und am liebsten wäre sie immer bei ihrer Amma geblieben. Amma war zu ihr wie eine Mutter, die ihr Kind annimmt und liebt, es in die Arme schließt und ihr zärtlich über das Haar streichelt. Amma war die Einzige, deren Berührungen wohl taten. Ellie war immer wieder lange Zeit allein bei ihrer Großmutter gewesen, während die anderen Geschwister zu Hause bei den Eltern wohnten. Aber nun war Amma für immer fort.

Dass Ellie selbst Schuld trug an ihrem Zustand und an den hässlichen Narben, die Arme und Beine wie auch den Oberkörper und den oberen Rücken bedeckten, lag auf der Hand: Sie war ein schlimmes Kind. Die Mutter und die älteren Schwestern hatten es ihr immer gesagt, dass sie böse sei und der Mutter ständig so viel Leid antue. Wie oft war sie zur Strafe in den Keller gesperrt worden, wo sie auch essen musste. Und nun hörte sie den Vater beim Anblick der Narben deutlich sagen: „Das ist die Strafe Gottes!“ Es geschah ihr also recht. So dachten sie ganz bestimmt alle. Auch das hatte sie der Mutter noch antun müssen. So ungeschickt und dumm zu sein, sich am Heizstrahler zu verbrennen. Vor aller Augen. Sie schwiegen wahrscheinlich deshalb, um ihr die Scham über ihre Untat zu ersparen.

Amma allein hätte ihr vielleicht einen winzigen Trost geben können, dass es vielleicht doch nicht so war, wie es den Anschein hatte. Zumindest hätte sie Ellie in die Arme genommen. Und als sie an ihre Amma dachte, die ihr so fehlte, weinte Ellie zum ersten Mal seit der Verbrennung – im Zimmer der entfernten Tante. Ganz leise, das Gesicht zur Wand gedreht, damit die Tante nichts hörte.

So wie der Vorfall selbst tabu war, äußerte sich auch niemand aus der Familie zu Ellies Narben. Sie gafften sie alle nur an, als sie wieder zu Hause war. Wenn das Wasser für alle Geschwister einmal in der Woche in die große Wanne gefüllt wurde, standen ihre Geschwister

um sie herum und starrten mit großen Augen auf Ellies Körper. Es waren Blicke wie Brenngläser, die Löcher in ihre Haut fraßen. So schnell sie konnte, schlüpfte sie in die Wanne mit dem dampfenden Wasser. Sie spürte nicht, wie heiß das Wasser war. Sie zuckte nicht zurück. Es fühlte sich nicht gut und nicht schlecht an. Es fühlte sich gar nicht an. Ein großer Teil der Nerven in ihrer Haut waren wie tot. Es schmerzte nicht. Wer keinen Schmerz spürt, fühlt auch nicht? Ellie fühlte noch immer, aber sie wusste es nicht. Sie spürte nur die Angst. Die ganze Woche fürchtete sie sich entsetzlich davor, wieder entblößt diesen stummen Blicken ausgesetzt zu sein.

Nachdem ihre offenen Wunden verheilt waren, musste Ellie vieles neu erlernen wie ein Kleinkind. Die Beine funktionierten nach einer Weile wieder so, dass sie laufen konnte. Ihre Arme und Ellenbogen blieben oft unbeweglich oder taub und hingen manchmal wie Fremdkörper an ihr. Sie nahm es nicht als etwas Besonderes wahr, denn sie erinnerte sich nicht, wie beweglich und lebendig sie früher war. Hilflos, ohne ein sicheres Gefühl, blieb ihr Körper behindert. Und so ging es auch ihrer Seele.

Ellie verschloss sich und ließ niemanden mehr an sich heran. Sie konnte es nicht ertragen, berührt zu werden an ihrer narbigen Haut. Ihr stärkstes Gefühl war die Angst, angestarrt zu werden wie im Krankenhaus oder zu Hause im Bad. Weil sie sich nicht ausziehen wollte, schwänzte sie den Sportunterricht. Sie ging nicht gerne unter Menschen, schon gar nicht auf Partys. Das Gelächter war ihr suspekt, denn die meisten Witze fand sie nicht lustig, sondern schmutzig und gemein.

Sie lachte also nicht und sie weinte auch nicht. Ellie war unendlich abgestumpft. Sie tat, was man ihr sagte, und sie fragte nicht. Auch wenn es eine Qual war, wie das Schwimmtraining, das sie für die Beweglichkeit ihres Körpers absolvieren musste, damit das Fleisch wieder weicher wurde. Der Bademeister, der die Ängste des Mädchens nicht spürte, zwang sie immer wieder ins Tiefe, wo sie nicht stehen und keinen Grund mehr berühren konnte.

Seither fürchtete sie sich panisch vor Wasser, selbst als sie längst erwachsen war. Da wurde es sogar noch schlimmer. Sie dachte,

das Wasser riefe sie und befehle ihr, sich zu töten. Einmal, viel später, als sie mit ihren beiden Söhnen an einem See stand, war der Sog des Wassers so groß, dass sie danach nie wieder an Badeseen oder Flüsse fuhr. Schon gar nicht ans Meer, denn dort wurde ihre Sehnsucht nach Selbstmord übermächtig und noch stärker als ihr Verantwortungsgefühl ihren beiden Kindern gegenüber, die sie über alles liebte.

Ellie nahm den erstbesten Mann, der sich ihr bot. Er war ein Tyrann und behandelte sie wie eine Sklavin. Das war ihr nicht neu. Bei ihren Eltern hatte sie einen Großteil der Hausarbeit übernehmen müssen. Während die anderen Kinder Schularbeiten machten oder draußen spielen gingen, musste Elli Kartoffeln schälen, Wäsche bügeln, die Wohnung wienern. Ellies Vater ließ es zu, dass die Mutter dieses eine Kind wie ein Dienstmädchen hielt. Er selbst hatte kaum Zeit für die Familie. Sein Leben war Gott geweiht. Er widmete seine Kraft und seine Zeit der Kirche und dem, was diese von ihm forderte. Für die Menschen in seiner Umgebung blieb da nicht viel. Er nahm Ellie erst wahr, als seine Frau längst gestorben war. Dabei liebte er sie nicht weniger als die anderen Kinder - ganz anders als seine Frau. Sie hatte Elli, das fünfte Kind, von Anfang an abgelehnt. Nach der Geburt hatte sie sich geweigert, das Baby zu stillen. Man musste den Säugling zu einer Verwandten in Pflege geben. Das alles erzählte er ihr später. Warum die Mutter sie zurückgewiesen hatte, erklärte er Ellie nicht.

Ellie war 22, als sie Rob heiratete, um der Fron für ihre Mutter zu entkommen. Vor der Hochzeit hatte sie ihn bereits mehrmals verlassen, weil er sie beschimpft und geschlagen hatte. Doch immer wieder wurde sie weich, wenn er vor ihr auf die Knie fiel und unter Tränen schwor, sich zu bessern. Er brauchte sie doch so sehr. Und er missbrauchte sie. In der Ehe mit Rob fand Elli sich in ihrer alten Rolle wieder. Als Aschenputtel, wie in ihrem Elternhaus. Und Rob war nicht der Prinz, der sie befreite. Er schrie sie zusammen, wie es ihm passte, verbot ihr, sich außerhalb des Hauses mit den Kindern auf der Straße aufzuhalten, überhörte ihre Bitten, vorsichtig mit ihrer narbigen Haut zu sein, stattdessen

drohte er und tat ihr im Ehebett Gewalt an. Sie hielt es aus. Kein Schmerz, kein Gefühl, kein Leben.

Ellie kannte nur den einen Weg, so etwas zu ertragen. Sie zog sich immer mehr zurück, vermied Kontakt mit der Welt und den Menschen, nahm so wenig wie möglich wahr. Sie lebte wie in einer dunklen Röhre, die sie vom Leben draußen isolierte. Dabei funktionierte sie tadellos. Unermüdlich ging sie weiter und weiter, immer einen Schritt nach dem anderen. Fürsorglich und liebevoll war sie mit ihren beiden kleinen Geschwistern gewesen, an denen sie sehr hing. Sich um die beiden Kleinen zu kümmern, hatte sie in ihrer Jugend am Leben gehalten. Ebenso aufopfernd umsorgte sie nun ihre beiden Söhne, die einfach alles für sie bedeuteten. Innen war Ellie nicht verbrannt. Sie hatte die Kleinen in sich wachsen gespürt und der Schmerz der Geburten war ein Stück Leben für sie. Danach lebte sie im Außen der Kinder. Alles, was die Jungs betraf, berührte ihre Seele. Dort, bei den Kindern war ihr Leben. Sie liebte ihre Söhne wie alle Mütter ihre Kinder lieben – und noch ein Stück mehr, mit einer letzten existentiellen Überlebenskraft.

Wenn sie sich so um andere kümmerte, erahnte Ellie ihre Energie. Sie konnte mit Kindern, aber auch mit kranken Menschen gut umgehen. Deshalb meldete sie sich als Helferin in der Schule und später als Pflegerin im Krankenhaus. Rob duldete stillschweigend ihr unentgeltliches soziales Engagement, obwohl er ihr jede Arbeit außer Haus verboten hatte. Allerdings nur, solange die Hausarbeit pünktlich, sauber und zu seiner vollen Zufriedenheit erledigt war. Das galt auch für ihre anderen Pflichten als Ehefrau. In der Schule lernte Ellie einen Sozialarbeiter kennen. Er war nett zu ihr, unterhielt sich mit ihr über die Probleme der Kinder, die ihnen anvertraut waren, und so entwickelte sich eine kollegiale Freundschaft zwischen ihnen. Schon lange hatte er bemerkt, dass Ellie ihre Narben versteckte, und eines Tages sprach er sie darauf an. Nicht aus Neugier, sondern weil er helfen wollte. Er konnte nicht ahnen, was er damit auslösen würde.

Es war ein Schock für Ellie. Sie brach zusammen. Niemand hatte bisher an das Tabu gerührt, mit dem ihre Verbrennung belegt war.

Der Nervenzusammenbruch dieser nach außen so robusten und unkomplizierten Frau war den Klinikärzten ein Rätsel. Ein Psychologe versuchte Ellie mit einer Hypnosebehandlung zu helfen und langsam, bruchstückhaft kam aus ihrem Unterbewusstsein das Grauen zurück, das sie als zwölfjähriges Mädchen erlebt hatte. Ellie spürte die Einsamkeit in den Flammen wieder, ausgeliefert an den Tod, im Stich gelassen mit dem Schmerz, hinausgeworfen aus dem Haus, damit sie nichts anderes verbrenne als sich selbst. Ellie weinte und weinte, als sie in sich das brennende Kind entdeckte. Es kostete ihre ganze Kraft.

Ellie wurde krank. Sie bekam schweres Magenbluten. Nach jeder warmen Mahlzeit wurde ihr übel. Manchmal erbrach sie eine Mischung aus altem und frischem Blut. Der Stuhl war häufig blutig und kohlrabenschwarz. Schon beim Geruch von gebratenem Fleisch musste sie würgen und schließlich ernährte sie sich nur noch von Löffelbiskuits. Zwei Jahre hielt sie die Hypnosebehandlung durch, die ihr half, an ihre Erinnerungen heranzukommen. Aber körperlich ging es ihr immer schlechter. Schließlich schickte man sie zu einem Arzt, der es mit der Homöopathie versuchen sollte.

Als Ellie Dr. Stuut kennen lernte, war sie Ende dreißig. In seiner Anamnese hielt er Beschwerden und Symptome fest, fragte nach der Kindheit und berührte schließlich auch die Verbrennung. Sie tat sich schwer, darüber zu sprechen, und beschränkte sich auf das Nötigste. Sie berichtete nur wenig von der Mutter, von den Schlägen und von ihren Schuldgefühlen, ein schlimmes Kind zu sein, ohne zu wissen, was sie verbrochen hatte. Nur auf gezielte Fragen erzählte sie von ihrer Angst in Menschenmengen, den Selbstmordgedanken und der Furcht vor Wasser. Leichter fiel es ihr, über körperliche Beschwerden zu reden. Da waren die Halsentzündungen als Teenager, mehrmals Abszesse, die Operation einer Eierstockzyste, der starke, übel riechende Schweiß unter den Achseln, die harte Schwellung der Brustdrüsen vor der Periode. Seit einem Treppensturz machte ihr Rückrat immer wieder Beschwerden

und schmerzte bis ins Bein hinunter. Weil sie blendendes Licht nicht ertragen konnte, trug sie immer eine Sonnenbrille.

Mit der homöopathischen Behandlung ließen Ellies Beschwerden nach und sie fasste langsam Vertrauen zu ihm. An den Blumen zu seinem Geburtstag und an den Postkarten, die sie ihm aus dem Urlaub schickte, konnte er sehen, wie anhänglich und aufmerksam sie wurde. Doch es vergingen Jahre, bis sie über Gefühle sprechen konnte. Sie machte Fortschritte in dieser Zeit, nahm sogar eine bezahlte Stelle in der Psychiatrie an und freute sich über die Sympathie, die ihr die Patienten entgegenbrachten. Sie wirkte weniger verschlossen. Dennoch kamen die Magenprobleme immer wieder zurück. Nach fünf Behandlungsjahren und etwa fünfzehn verschiedenen homöopathischen Mitteln war ihr Körper nicht wirklich gesund. Von ihrer Seele, dem unverwechselbaren Ellie-Ich, gar nicht zu reden.

Es war wie ein Puzzle, das man aus Nebensätzen, kleinen Episoden und Ellies spontanen Reaktionen zusammensetzen musste. Da war dieses nervöse Lächeln beim Erzählen ihrer Sorgen und Nöte, als ob das alles sehr seltsam und komisch wäre. Oder die Geschichte mit den beiden Kollegen, die sich mit ihr in einem Lokal verabredet hatten, um sie unter Leute zu bringen. Ohne rechts und links zu schauen, den Blick starr auf die beiden gut bekannten Männer gerichtet, lief sie unter größter Überwindung wie auf einem schmalen Gang durch die Menge fremder Menschen auf sie zu. Selbst Elli fand ihr Verhalten etwas merkwürdig, als sie Dr. Stuut davon erzählte. Doch er hatte nun ein klares Bild vor Augen. Er sah die Röhre, den dunklen Tunnel, in dem Elli durchs Leben lief.

Am deutlichsten wurde Ellies geheimes Gefühlsleben in ihren Träumen. Einmal träumte sie, unheilbar krank zu sein. Je mehr sie dagegen ankämpfte, desto schlimmer wurde es. Die Krankheit war in ihrem ganzen Körper. Besonders befremdlich war es für sie, dass sie in dem Traum auf sich selbst heruntersehen konnte.

In einem zweiten Traum lag ihre Großmutter auf dem Sterbebett. Man bahrte sie gerade auf. Auf einmal erhob sich Amma

und wollte aus dem Bett heraus. Aber das war ihr verboten. Vier Männer schoben sie wieder zurück. Ellie schloss sie in ihre Arme und sie verwandelte sich in ein Baby. Man nahm es ihr weg, weil es sterben sollte. Auf einmal war es ein kleines, süßes Tierchen, das auf den Schoß von Ellies Mutter zu hüpfen versuchte. Doch diese reagierte mit keiner Regung auf die Annäherung des kleinen Wesens. Als Ellie ihrem Arzt von diesem Traum erzählte, begann sie zu weinen. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, wie fremd sie sich zu Hause gefühlt hatte, wie sehr sie diese vertraute Person ihrer Großmutter vermisste und dass es nach ihr nie mehr einen Menschen gegeben hatte, der für sie da war.

Ein dritter eigenartiger Traum machte alles noch deutlicher. Es gab ein großes Fest bei ihr zu Hause mit den Geschwistern ihrer Eltern. Alle saßen beim Essen und Ellie sollte alleine etwas vortragen. Sie traute sich nicht, aber man schleppte sie in die Mitte und wollte sie zwingen. Ellie brachte kein Wort heraus. Sie hatte schreckliche Angst, es nicht richtig zu machen. Als ihre Mutter dann anfing, sie zu beschimpfen, brach sie zusammen. Ihr ältester Bruder sagte zu ihr, das käme daher, dass sie in dieser Familie nie akzeptiert wurde. Er war ganz erstaunt, dass Ellie das schon längst wusste. Ihre Tanten kamen ihr in den Sinn und ihre Amma. Sie alle wussten es auch. Das war ihr vollkommen klar und dennoch war es sonderbar. Auf einmal fing sie an, verwirrt zu reden, und schwankte wie eine Betrunkene. Sie stürzte zu Boden und konnte sich nicht mehr bewegen. Es war merkwürdig, sich selbst da liegen zu sehen. Ellie wollte aufstehen, aber die Muskeln arbeiteten nicht mehr. Sie blieb liegen wie ein Wrack. Irgendwie hatte ihre Mutter plötzlich ein Baby auf dem Arm. Sie legten das Kind zu Ellie und darauf reagierte sie endlich. Das Kleine an sich gedrückt, konnte sie wieder aufstehen. Das warme Köpfchen auf ihrer Schulter fühlte sich gut an. Als ihre Mutter sah, dass ihr das wohl tat, sagte sie: „Ich werde ihr das Baby überlassen, wenn sie nur wieder normal wird.“ Am Schluss sah Ellie sich selbst mit dem Kind weglaufen.

Die drei Träume zeichnen ein plastisches Bild von Ellies Gefühlswelt, ihrer Furcht vor den Menschen, selbst denen, die ihr

eigentlich am nächsten stehen müssten, von ihrer Schüchternheit und Unfähigkeit sich auszudrücken und von dem Gefühl, ein Wrack zu sein, seelisch gebrochen und am Boden zerstört. Von oben sieht sie auf sich herab, alles ist fremd und sonderbar, die Welt, sie selbst, die anderen. Es ist immer noch das gleiche Gefühl wie damals in der Klinik, als sie angestarrt wurde wie ein Wesen von einem anderen Stern. Das Heimweh, das in dieser Zeit an ihr zehrte, bekommt durch die Träume eine eigene Farbe und Qualität. Es ist nicht das Elternhaus oder die gewohnte Umgebung, wonach Ellie sich sehnt. Es geht um den wohligen Zustand eines Babys, unversehrt, angenommen, aufgehoben bei seiner Amma. Das Verständnis dieses besonderen Heimwehs eines verlassenen, scheuen Menschenkindes in einer fremden, feindlichen Umgebung führte den Arzt zu einer homöopathischen Arznei, die in einer ganz eigentümlichen Ähnlichkeitsbeziehung zu Ellis grauenvollem Trauma steht. Er gab ihr *Carbo animalis*, die verkohlte Haut eines Ochsen, nach den Vorschriften von Samuel Hahnemann zubereitet und potenziert.

Die Reaktion war dramatisch. Ellie bekam kurz nach Einnahme der homöopathischen Tierkohle hohes Fieber und – wie schon einmal als Kind – einen großen Abszess zwischen den Pobacken. Als nach über einer Woche schweren Fiebers und heftigen Schwitzens der Spuk vorbei war und sie wieder aufstehen konnte, geschah etwas gänzlich Ungewohntes und Überraschendes: Sie stand unter der Dusche und konnte auf einmal die Hitze des Wassers fühlen. Es war tatsächlich zu heiß auf ihrer Haut und sie musste es kälter einstellen. Den kalten Strahl auf ihrer Brust konnte sie jetzt ebenso deutlich spüren. Sie lief nach draußen und empfand zum ersten Mal nach der Verbrennung in ihrer Kindheit die Wärme der Sonne auf ihrem Gesicht, auf ihren Armen und Beinen, fühlte die Wärme durch das Kleid hindurch auf ihrem ganzen Körper. Wie neu, wie gut sich das anfühlte. Auf offener Straße brach ein lautes, befreites Lachen aus ihr heraus. Sie hatte die Sonne wieder entdeckt. Aus den Ferien schrieb sie an ihren Arzt: „Ich werde zum ersten Mal braun. Das gab es noch nie vorher!“

Christa Gebhardt

Glücksfälle?

Erstaunliche Heilungsgeschichten mit Homöopathie

376 Seiten, geb.
erscheint 2014

Jetzt kaufen



Mehr Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise www.narayana-verlag.de